

# Das Denkmal als Wohlfühloase?

Autor(en): **Kaiser, Franziska**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Karton : Architektur im Alltag der Zentralschweiz**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-685485>

## **Nutzungsbedingungen**

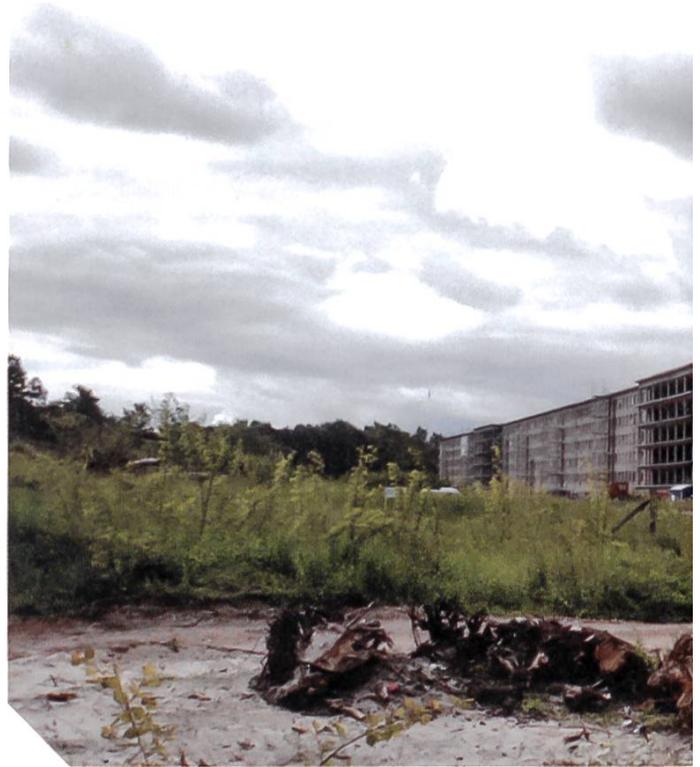
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das Denkmal als Wohlfühloase?

*von Franziska Kaiser, Denkmalpflegerin ZG*

**Am 28. Mai verhandelte der Zuger Kantonsrat zwei Motionen zum Thema Denkmalschutz. Die eine stellte eine ganze Reihe von Forderungen: Neben dem Ruf nach klareren Vorgaben für die Denkmalpflege und der Vervollständigung des Inventars verlangte sie auch die Neuzusammensetzung der Denkmalkommission nach Parteienstärke im Parlament. Die zweite Motion tönte bestechend einfach: keine Unterschutzstellungen mehr gegen den Willen des Eigentümers, also de facto die Reduktion des Denkmalschutzes auf die Denkmalpflege – ein freiwilliges Engagement, das allenfalls noch mit Mitteln der öffentlichen Kulturförderung unterstützt werden könnte.**

Nachdem im Vorfeld der Kantonsratsdebatte in der Öffentlichkeit heftige, emotionale, teilweise auch gehässige Diskussionen geführt worden waren, verlief die Sitzung im Rat wohl-tuend sachlich und konstruktiv. Die beiden Motionen wurden, dem Antrag der Regierung folgend, in zwei Teilbereichen für erheblich er-klärt: Neu sollen die regelmässige Aktualisie-rung des Inventars im Gesetz verankert sowie die Möglichkeit einer vertraglichen Unter-schutzstellung geschaffen werden. Die übrigen Forderungen wurden in ein Postulat umge-wandelt.

Damit hat der Regierungsrat nun den Auf-trag erhalten, sich im Hinblick auf eine Geset-zesrevision Gedanken über eine zukünftige Denkmalpflege-Strategie im Kanton zu ma-



chen. Auf einen Nenner gebracht, könnte man die Stossrichtung, die das Parlament vorgibt, etwa so umschreiben: Denkmalpflege ja – aber bitte etwas weniger. Doch wo soll die Reduktion ansetzen? Braucht es weniger Denkmäler? Andere Denkmäler? Oder muss das Ziel sein, weniger Schutz am Einzelobjekt zu fordern, also: weniger Einschränkungen und Vorgaben bei Sanierungen und Umnutzungen?

Während der Kantonsrat debattierte, war ich im ehemaligen Ostdeutschland unterwegs – diese schon lange geplante Reise liess sich nach Bekanntwerden der Traktanden des Kantonsrats nicht mehr verschieben. Das Mitverfolgen aus der Distanz hatte aber auch sein Gutes. In den Städten und Dörfern der ehemaligen DDR sind die Probleme (nicht nur)

der Denkmalpflege an vielen Orten anders gelagert als bei uns: nicht der hohe Druck auf den knappen Boden beschäftigt, sondern die Abwanderung ganzer Städte. Die Einwohnerzahl von Eisenhüttenstadt, dem früheren Stalinstadt – einem Paradebeispiel sozialistischer Architektur und seines Städtebaus – hat sich seit der Wende fast halbiert, von rund 50'000 auf 28'000 im Jahr 2013. Viele Bauten, darunter auch bedeutende architekturgeschichtliche Zeugnisse, finden keine neue Nutzung mehr. Aber nicht nur das: Das Erbe der Nachkriegszeit steht dort für eine Epoche, an die man nicht unbedingt täglich erinnert werden möchte. Wie soll man damit umgehen? (Siehe dazu zum Beispiel das Projekt «Welche Denkmale welcher Moderne?» des Forschungsverbunds

WDMW der Bauhaus-Universität Weimar und der Technischen Universität Dortmund, [www.wdwm.info](http://www.wdwm.info).)

Auf Rügen besichtigten wir Prora. Eine gigantische uniforme Wohnsiedlung von insgesamt viereinhalb Kilometern Länge, die 1936 von der nationalsozialistischen Organisation «Kraft durch Freude» (KdF) als Seebad für 20'000 Menschen begonnen worden war. Nach Kriegsausbruch nicht mehr vollendet, dienten die Grossbauten unter sozialistischer Herrschaft zunächst einige Jahre der sowjetischen Armee, bevor sie bis zur Wende von der Nationalen Volksarmee der DDR genutzt wurden. Nach einer langen Phase der Zwischenutzung – seit 2002 ist unter anderem die «KulturKunststatt Prora» dort einquartiert – werden einige der denkmalgeschützten Wohnblöcke nun sukzessive von privaten Investoren saniert und als Ferienwohnungen zum Verkauf angeboten.

Die Werbeplakate auf der Baustelle preisen die neuen Wohnungen mit verlockenden Slogans an: «Weltbekanntes Baudenkmal wird zur Wohlfühl-Oase» steht da, oder «Aussen Denkmal – innen komplett neu erfunden». Als Denkmalpflegerin freue ich mich zuerst einmal, dass der Begriff «Denkmal» hier als Verkaufsargument dient. Gleichzeitig regt sich aber auch Unbehagen. Muss man ein Denkmal «innen komplett neu erfinden»? Denkmäler sind Bauten mit einem «besonderen Zeugnischarakter», die als Erinnerung für spätere Generationen erhalten werden sollen, sagt die Lehre (Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz, 2007). Wie viele Veränderungen ertragen solche Bauten, ohne ihren Erinnerungs-

wert zu verlieren? Dürfen neue Balkone die äussere Erscheinung verändern? Wieweit soll im Innern die alte Struktur – auch bei der Anpassung an moderne Nutzungsbedürfnisse – noch erkennbar bleiben? Auch in Zug ist die Denkmalpflege täglich mit solchen Fragen konfrontiert. Ist ein alter Holzbau noch als solcher erlebbar, wenn die Böden in Beton ersetzt werden? Wie viele neue Öffnungen erträgt eine zu Wohnzwecken umgenutzte Scheune in der Landwirtschaftszone, ohne dass der Scheunencharakter – der eigentliche Schutzzweck – verloren geht? Wo können wir Kompromisse eingehen, wo aber «kippt» das Gleichgewicht zwischen Alt und Neu zu Ungunsten der historischen Aussagekraft? Ab welchem Punkt ist das Schutzziel gefährdet?

Es geht hier nicht darum, dass die Denkmalpflege legitime Ansprüche der Eigentümerinnen und Eigentümer in Frage stellen möchte – selbstverständlich sollen die Nutzenden sich in ihren Wohn- oder Geschäftsräumen wohl fühlen. Aber ist die Anpassung an Neubaustandards – oft völlig losgelöst vom historischen Bestand und der äusseren Erscheinung – immer das, was es ausmacht, dass ich mich in einem Gebäude wohlfühle? Können nicht gerade auch Zeitspuren, die etwas Aussergewöhnliches und Einzigartiges sind in einem Haus, dazu beitragen, dass ein Bau zu einer persönlichen Oase wird?

In Zug – aber nicht nur hier, sondern schweizweit – ist der politische Druck auf die Denkmalpflege derzeit gross, Veränderungen in die Wege zu leiten. Muss unser Umgang mit den Denkmälern komplett neu erfunden werden? Arbeiten wir Denkmalpflegerinnen mit



- > 1 und 2 «Aussen Denkmal – innen komplett neu erfunden». Umnutzung eines «unbequemen» Denkmals auf Rügen im ehemaligen Ostdeutschland. (Foto Martin Hošek, Zug)
- > 3 Auch eine Wohlfühloase: Haus Blacki in Unterägeri, ein über fünfhundertjähriger Blockbau, der vor wenigen Jahren von der Besitzerfamilie mit viel Sorgfalt und Freude restauriert wurde. (Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug, Foto Alois Ottiger)

unseren Theorien an der Realität vorbei? Oder besteht nicht vielmehr in breiteren Bevölkerungskreisen ein Unbehagen über die rasanten baulichen Veränderungen, die vielerorts zu beobachten sind?

Ich sehe das aktuell hohe Interesse der Öffentlichkeit an solchen Fragen als eine Chance und stelle mich dieser Diskussion gerne. Ich würde mir aber wünschen, dass sie breiter und vor allem sachlicher geführt wird, weniger dominiert von Einzelinteressen.

Die Frage der Umnutzung historischer Bauten betrifft nicht nur Wohnhäuser, sondern auch viele öffentliche Bauten. In der Stadt Zug stellt sich die Frage der künftigen Nutzung des Areals des ehemaligen Kantonsspitals im Süden der Stadt. Und vor kurzem hat die Post bekannt gegeben, dass sie ihren Hauptsitz am Zuger Postplatz aufgeben will. Was soll mit dem Bau künftig geschehen? Entsteht eine Wohlfühloase und wenn ja, für wen? – Die Diskussion ist eröffnet.